

(Nachdruck verboten.)

25]

Pelle der Eroberer.

Der große Kampf.

Roman von Martin Andersen Nexø.

„Aber Marie, das ist doch Deine Hausmiete,“ sagte Pelle erschrocken.

„Was tut das? Das Geld werd ich bis zum Ersten schon wieder zusammen bringen.“

Ja, das würde sie schon fertig bringen! Pelle lachte verzweifelt darüber. Wie leichtsinnig sie mit dem Gelde um sich warf, das ihr dreißig Tage peinlichen Sparens und Nachdenkens kostete, um es für jeden Monat zusammenzuschrapen.

„Was meinst Du, was Peter und Karl dazu sagen würden, daß Du so mit dem Geld um Dich wirfst. Mach, daß Du die Schachtel wieder verwahrst und zwar ein wenig schnell!“

„Ach, nimm Sie doch,“ sagte sie beharrlich und fuhr fort, ihm die Schachtel hinzuschleichen. „Ja, dann werf ich sie zum Fenster hinaus!“ Sie öffnete schnell einen der Fensterhaken. Pelle stand auf.

„Das ist ja wahr, ich bin ja noch das Geld für die letzte Wäsche schuldig,“ sagte er und wollte eine Krone in die Schachtel stecken. „Gut, daß Du mich daran erinnerst.“ Sie starrte ihn versteinert an und lief dann in die Stube hinein.

Da drinnen ging sie wieder umher und trällerte mit ihrer harten Stimme; nach einer Weile ging sie aus, um Einkäufe zu machen, im grauen Um schlägetuch, mit ihrem Hausfrauen-Torb über dem Arm. Er konnte ihren eigentümlichen Schritt verfolgen, der zart wie der eines Kindes, und doch so alt klang, ganz durch den Lonnengang hindurch. Dann ging er in die Wohnung der Kinder und zog die dritte Kommodenschieblade auf, dort verwahrte sie immer ihre Geldschachtel, die sie in ihrer Wäsche einwickelte. Er besaß noch zwei Kronen, die steckte er in die Schachtel.

Auf die Weise pflegte er sie immer zu bezahlen. Wenn sie dann ihr Geld nachzählte und zu viel herausrechnete, glaubte sie, der liebe Gott habe das Geld in die Schachtel gelegt und kam dann jubelnd hin und erzählte es. Das Kind glaubte blind an das Glück und nahm es hin wie eine Auserwählung; dies Geld war für sie etwas ganz anderes als das, was sie selbst zusammensparte.

Um die Mittagszeit kam sie und bat ihn hereinzukommen. „Es gibt gebratenen Hering, Pelle, da kannst Du unmöglich nein sagen,“ sagte sie überredend, „denn das kann kein Bornholmer! Dann brauchst Du nicht das langweilige Essen vom Höker zu kaufen und fünfundzwanzig Dore dafür wegzuworfen.“ Sie hatte eine halbe Stiege gekauft und fünf davon für die Brüder zurückgelegt, wenn die heimkamen. „Und es gibt Kaffee hinterher,“ sagte sie. Sie hatte allerliebste aufgedeckt, mit einer reinen Serviette an dem einen Ende des Tisches.

Der kleine Paul der Fabrikarbeiterin kam dazu und bekam auch einen Mund voll ab. Dann lief er wieder auf den Gang hinaus und tummelte sich dort umher, der kleine Kerl war keinen Augenblick ruhig; von dem Moment an, wo ihn die Mutter am Morgen herausließ; da war so viel, was er nachholen mußte nach seiner langen Einsperrung. Aus dem kleinen Idioten, den die Mutter an dem Ofen festbinden mußte, weil er Wasser im Kopf hatte und sich zum Fenster hinausstürzen wollte, war ein richtiger Strolch geworden. Jeden Augenblick steckte er den Kopf zur Tür herein zu Pelle; und manchmal kam er ganz hinein, legte die Hand auf Pelles Knie und sagte: „Du bist mein Vater!“ Dann stürzte er wieder von dannen. Marie half ihm bei der Beforgung von Großem und Kleinem — er suchte immer seine Zuflucht bei ihr!

Nachdem sie aufgewaschen hatte, setzte sie sich mit ihrer Flickarbeit zu Pelle, dann saß sie da und schwakte drauf los über ihre hausmütterlichen Sorgen: „Ich muß bald Laufjaden für die Jungen haben, schrecklich, was sie in dem Alter verbrauchen! Ich sehe jeden Tag bei der Trödlerin vor. Du mußt auch eine neue Bluse haben, Pelle, die eine ist bald zu Ende, und dann hast Du nichts zum Wechseln. Wenn Du Dir

Bzeug kaufen willst, so will ich sie Dir schon nähen. Ich kann nähen! Meine feine Bluse habe ich mir selbst genäht. Ganne hat mir dabei geholfen. Warum gehst Du eigentlich nie mehr zu Ganne?“

„Ach, ich weiß nicht?“

Ganne ist so sonderbar geworden. Sie kommt nie mehr auf den Hof hinunter und tanzt mit uns, sie hat es doch früher getan. Dann paßte ich am Fenster auf und lief hinunter. Es war so amüsant, mit ihr zu spielen. Wir gingen rund um sie herum und sangen: Vor Ganne wollen wir knixen, vor Ganne wollen wir uns verneigen, vor Ganne wenden wir uns alle um. Und dann knixten wir und verneigten uns alle und schließlich lehrten wir uns alle um. Du kannst mir glauben, das war flott! Du hättest doch nur Ganne nehmen sollen.“

„Du magst es ja doch nicht, daß ich Ellen genommen habe, wozu soll ich denn Ganne nehmen?“

„Ach, ich weiß nicht — Ganne das —“

Marie schwieg lauschend und riß das Fenster auf. Unten in der „Arche“ knallte eine Tür und ein langes Bischen kam daher gejagt, es klang fast wie ein heiserer Laut aus des tollern Bingleys Flöte oder wie der Zugwind in den langen Gängen. Gleich einem abgerissenen, lächerlichen Stück Melodie flatterte der Laut da unten umher, leckte hinter dem Holzwerk empor und brach ganz oben im Tageslicht hervor, heiser, mit einem Anklang von Ekstase. „Ganne kriegt ein Kind! Die Märchenprinzessin erwartet ihre Niederkunft!“

Wie ein Feuer flog Marie die Treppe hinab. Die Backfische liefen kreischend auf dem Hof zusammen, die Frauen murmelten einander draußen auf dem Holzwerk zu, hinauf, hinab. Nicht, daß das an und für sich etwas Neues gewesen wäre; aber hier war es ja Ganne selbst, die Unbefleckte, die zu beschmuhen noch keine Zunge gewagt hatte. Auch jetzt wagte man sich kaum damit hervor, so überraschend kam es. Sie hatten gewissermaßen mit ihr in ihren Schwärmen gelebt und mit ihr auf das Märchen gewartet; von klein auf war sie ausersehen gewesen, das Unfassliche zu tragen, und nun sollte sie nur ein Kind bekommen! Es war wirklich im ersten Augenblick wie ein Wunder, so überraschend kam es ihnen allen!

Marie kam wieder herauf, schleppend und mit einem Ausdruck von Entsetzen und Staunen. Unten im Hofe gingen die kleinen rognäßigen Böhren herum und trällerten, während sie Hand in Hand um den Koff der Kloake trabten, um den man so herrlich rund herum gehen konnte: „Bro—bro—brille fein, Ganne tiecht ein Lindlein tein!“ Sie konnten noch nicht einmal ordentlich sprechen.

Aber da war es „Grete mit dem Kinde“, das verrückte Frauenzimmer, das das Kellerfenster aufriß, sich auf den Rücken hinauslegte, mit ihrer Puppe auf dem Arm und durch den Hof hinaus schrie, so daß es gellte: „Die Märchenprinzessin kriegt 'n Kind und Pelle ist Vater dazu!“

Pelle beugte sich über seine Arbeit und schwieg. Er war glücklicherweise nicht der verkleidete Königssohn hier! Aber er zankte sich nicht mit Frauenzimmern. Gannes Mutter kam in die Galerie hinausgestürzt. „Das sind unverschämte Lügen!“ rief sie. „Pelles Name soll nicht dahinein gezogen werden. Das andere mag sein, wie es will!“

Oben über ihrem Kopf kam der Leichenwagenkutscher herausgeschwankt. „Da hat sich die Prinzessin ja 'nen Balken in 'n Leib gerannt,“ brummte er in seinem gutmütigen Daß. „Ein Jammer bloß, daß ich nicht Gebarmne geworden bin. Man hat das verkehrte Ende zu fassen gekriegt.“

„Scher Du Dich in Deine Höhle und halt's Maul, Du Leichenräuber,“ antwortete Frau Johnsen fauchend. „In alles mußt Du Deine Schnapsstimme hineinmischen.“

Er stand da oben in seinem Halbrausch über das Geländer gelehnt und plapperte neckend hinunter, ohne sich an Frau Johnsens Schelten zu kehren. Aber dann riß die kleine Marie ein Fenster auf und kam ihr zu Hilfe, und oben auf die Plattform kam Ferdinands Mutter hinaus! „Wieviel Schinken hast Du den letzten Monat gekauft? Hol Du Deine Bärenschinken raus und zeig uns die. Er schlachtet bei jeder Leiche einen Bären, der Trunkenbold.“ Von allen Seiten fielen sie über ihn her. Er konnte nicht dagegen an und begnügte sich damit, Augen und Mund aufzureißen und „Bäh!“

zu sagen. Dann kam sein rotthaariges Frauenzimmer heraus und zog ihn hinein.

Belle saß über seine Arbeit gebeugt und lauschte verstoffelt. Seine Erscheinung pflegte dämpfend auf die tollen Anfälle der „Arche“ zu wirken, aber hier hinein wollte er sich doch nicht mischen. Und niemals hätte er sich träumen lassen, daß Hannes Mutter so werden konnte. Sie war wie eine Furie, drehte den Kopf blitzschnell bald nach der einen Seite, bald nach der anderen und lauschte auf jeden Laut, bereit dagegen loszugehen!

Ach, sie verteidigte ihr Kind, jetzt wo es zu spät war! Einer fauchenden Kaze gleich sie.

„Der allerjüngste von den Grafen —“

fingen die Kinder unten auf dem Hof, das war Hannes Ried. Frau Johnson stand da, als wolle sie ihnen an den Kopf fliegen. Plötzlich schlug sie die Schürze vor das Gesicht und ging schluchzend hinein.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Chadschi-Murat.

6] Von Leo Tolstoi.

Er sah im Traume, wie er mit seinen tapferen Getreuen unter Gesang und lautem Kampfgeschrei: „Chadschi-Murat kommt!“ gegen Schamyl losstürmte, wie er ihn samt seinen Frauen gefangen nahm, und er hörte das Schluchzen und Weinen seiner Frauen. Er erwachte aus dem Traume: das Kampflied „La Masha!“ das Kriegsgeschrei: „Chadschi-Murat kommt!“ und das Weinen der Frauen Schamyls war in Wirklichkeit nichts anderes als das Heulen, Weinen und Lachen der Schakale, die ihn aus dem Schlafe aufgestört hatten. Chadschi-Murat hob den Kopf empor, sah nach dem bereits zwischen den Baumstämmen hindurchschimmernden Morgenhimmel und fragte einen der Muriden, der ein wenig abseits von ihm saß, ob Chan-Mahoma schon zurück sei. Als er vernahm, daß Chan-Mahoma noch nicht da sei, ließ er den Kopf von neuem sinken und schlummerte sogleich wieder ein.

Er wurde durch die muntere Stimme Chan-Mahomas gewedt, der mit Bata von seiner Sendung zurückgekehrt war. Chan-Mahoma setzte sich sogleich zu Chadschi-Murat hin und begann ihm zu erzählen, wie die Soldaten ihn empfangen und zum Fürsten selbst geführt hätten, wie er mit dem Fürsten selbst gesprochen habe, wie der Fürst hoch erfreut gewesen sei und versprochen habe, mit ihnen jenseits des Migik, auf der Schamylsichen Richtung, wo die Nüssen Holz fällen wollten, zusammenzutreffen. Bata unterbrach immer wieder den Bericht seines Gefährten und flocht seinerseits allerhand Einzelheiten ein.

Chadschi-Murat fragte seine Voten ganz eingehend und genau nach dem Wortlaut der Antwort, die Woronzow auf Chadschi-Murats Anerbieten, zu den Nüssen überzugehen, erteilt hätte. Sowohl Chan-Mahoma wie auch Bata antworteten einstimmig, der Fürst habe versprochen, Chadschi-Murat als seinen Gast zu empfangen und aufs Beste zu behandeln. Chadschi-Murat erkundigte sich noch über den Weg, und als Chan-Mahoma ihm versicherte, daß er den Weg ganz genau kenne und ihn sicher hinführen würde, nahm er Geld aus der Tasche und gab Bata die versprochenen drei Silberrubel. Seinen Leuten befahl er, aus den Kuersäcken die kostbarsten, golddamaszierten Waffen und die Lammfellmühe mit dem Turban hervorzuholen, sich selbst aber äußerlich so blank und sauber zu machen, daß sie in den Augen der Nüssen wohl bestehen könnten. Während sie die Waffen, das Sattelzeug, das Geschirr und die Pferde putzten, ward der Sternenhimmel bleicher und bleicher. Bald wurde es ganz hell, und der Morgenwind rauschte leise durch die Wipfel der Bäume.

5.

Am frühen Morgen, noch in der Dunkelheit, waren zwei Kompagnien mit Weilen unter dem Kommando Poltorazkij's bis auf zehn Werst vor das Schachirinische Tor hinausmarschiert, hatten eine Vorpostenkette vorgezogen und sich, sobald es zu tagen anfing, an das Fällen der Bäume gemacht. Gegen acht Uhr begann der Nebel, vermischt mit dem dichten, stidigen Rauch der in den Lagerfeuern knisternden feuchten Baumzweige, höher zu steigen. Die mit der Niederlegung des Waldes beschäftigten Soldaten, die einander vorher auf fünf Schritte nicht mehr gesehen, sondern nur noch gehört hatten, konnten jetzt sowohl die Lagerfeuer wie den von den Baumstämmen verperrten, quer durch den Wald führenden Weg deutlich unterscheiden. Die Sonne erschien von Zeit zu Zeit als ein leuchtender Fleck im Nebel, um dann für eine Weile wieder unsichtbar zu werden. In einer kleinen Lichtung, abseits vom Wege, sahen auf den Trommeln Poltorazkij und sein Subalternoffizier Tichonow, ferner zwei Offiziere der dritten Kompagnie und ein ehemaliger Offizier der Chevaliergarde, namens Baron Freese, ein Bekannter Poltorazkij's vom Bagajotrops her, der wegen eines Duells degradiert worden war. Um

die Trommeln herum lagen leere Flaschen, Zigarettenstummel und Papierhüllen, in denen die Offiziere ihr Frühstück mitgebracht hatten. Sie hatten sich durch ein Glas Brantwein und einen Imbiß gestärkt und dann ein Glas Porter getrunken. Der Tambour war eben dabei, eine neue Flasche zu entorken. Poltorazkij war, obgleich er nicht ausgeschlafen hatte, doch in jener ganz besonderen, sorglos heiteren und gehobenen Stimmung, die ihn inmitten seiner Soldaten und Kameraden jedesmal überkam, sobald Gefahr ihn umwitterte.

Die Offiziere unterhielten sich lebhaft über die letzte Neuigkeit — den Tod des Generals Eljezow. Keiner von ihnen sah in diesem Tode jenen wichtigsten Augenblick des menschlichen Daseins, in dem das Leben zu Ende geht und zu jenem Urquell, aus dem es hervorgegangen, zurückkehrt — alle sahen vielmehr nur die Tapferkeit des kühnen Offiziers, der mit dem Säbel in der Faust kühn auf die Bergbewohner losgestürzt war und verzweifelt auf sie dreingehauen hatte.

Zwar mußten alle diese Offiziere, namentlich diejenigen von ihnen, die selbst schon mit im Feuer gewesen waren, daß es während jenes Krieges im Kaukasus niemals und nirgends zu solch einem Nahkampf mit dem Säbel gekommen war, wie man sich ihn gewöhnlich vorstellt, und wie er auch vielfach geschildert wird. Sie wußten, daß, wenn schon ein Nahkampf mit Bajonett und Säbel vorkam, diese Waffen höchstens den Rücken des fliehenden Feindes bearbeiteten. Gleichwohl wurde die Fiktion eines solchen Nahkampfes von den Offizieren aufrecht erhalten, und sie war es, die ihnen jenen ruhigen Stolz und jene Heiterkeit verlieh, mit der sie teils in malerisch feder, teils in vornehm reservierter Haltung auf den Trommeln saßen, rauchten, tranken und scherzten und sich nicht die geringste Sorge um den Tod machten, der jeden Augenblick an sie, ebenso wie an Eljezow, plötzlich herantreten konnte. Und wie zur Vestätigung der Erwartung, in der sie dasaßen, fiel plötzlich mitten in ihr Gespräch hinein links vom Wege her ein feder Büchenschuß, und eine Kugel pfiff lustig durch den Nebelbunst, um irgendwo in einen Baum einzuschlagen. Ein paar laute, dumpf knallende Schüsse aus den Gewehren der Soldaten antworteten auf den feindlichen Schuß.

„Ha“, rief Poltorazkij in heiterer Tone, „das war in der Vorpostenkette! Nun, mein lieber Kostja,“ wandte er sich an Freese, „Du hast wirklich Glück! Jetzt geh mal zur Kompagnie — wir werden gleich eine Schlacht haben, so wild und heiß, wie man sich sie nur wünschen kann. Das soll eine Galavorstellung werden.“

Der degradierte Baron sprang auf und begab sich raschen Schrittes nach jenem verqualmten Revier, in dem seine Kompagnie an der Arbeit war. Poltorazkij ließ sich seinen kleinen, gelbmäuligen, dunkelbraunen Kabardiner vorführen, setzte sich darauf, ließ seine Kompagnie antreten und führte sie in der Richtung, aus der der Schuß gefallen war, zur Vorpostenlinie vor. Die Vorpostenkette lag am Rande des Waldes, vor einer tiefen Schlucht, die sich niederwärts zog. Der Wind wofte nach dem Walde zu, und nicht nur der diesseitige Abhang, sondern auch die jenseitige Wand der Schlucht war deutlich sichtbar. Als Poltorazkij die Vorposten erreichte, trat gerade die Sonne aus dem Nebel hervor, und auf der gegenüberliegenden Seite der Schlucht, am Rande eines zweiten niedrigen Waldes, der dort begann, wurden in einer Entfernung von etwa dreihundert Schritten einige Reiter sichtbar. Es waren die Tschetschenen, die Chadschi-Murat verfolgt hatten und sich davon überzeugen wollten, daß er wirklich zu den Nüssen ging. Einer von ihnen hatte nach den Vorposten hinübergeschossen, und ein paar Soldaten aus der Vorpostenkette hatten ihm geantwortet. Die Tschetschenen hatten sich zurückgezogen, und das Gewehrfeuer war eingestellt worden, als jedoch Poltorazkij mit seiner Kompagnie anmarschiert kam, ließ er sogleich wieder schießen. Raum war der Befehl erteilt, als auch auf der ganzen Linie alsbald ein ununterbrochenes Leides Knattern und Knallen einsetzte und bald hier, bald dort zierliche kleine Rauchwölkchen aufstiegen. Die Soldaten, die in der Schießerei eine willkommene Abwechslung sahen, luden in raschem Tempo ihre Gewehre und gaben Schuß auf Schuß ab. Die Tschetschenen waren nicht faul und schossen gleichfalls auf die Soldaten, indem sie einzeln Mann für Mann vorprangen. Einer ihrer Schüsse traf einen Soldaten. Es war derselbe Awdsejow, der mit auf dem Geheimposten gewesen war. Als die Kameraden zu ihm eilten, lag er mit dem Rücken nach oben da, hielt beide Hände auf die am Bauche befindliche Wunde, zuckte von Zeit zu Zeit und stöhnte leise.

„Ich war gerade dabei, mein Gewehr zu laden, als ich ein Zischen hörte“, erzählte Awdsejow's Nebenmann, „und wie ich hinschaue, seh ich, daß er das Gewehr fallen läßt.“

Awdsejow stand bei Poltorazkij's Kompagnie. Als dieser die Soldaten zusammenlaufen sah, ritt er an die Gruppe heran.

„Hast Du was abbekommen, mein Lieber?“ fragte er. „Wohin denn?“

Awdsejow gab keine Antwort.

„Ich war gerade dabei zu laden, Euer Wohlgeboren“, wiederholte der Nebenmann Awdsejow's, „als ich ein Zischen hörte, und wie ich hinsehe, hat er das Gewehr auch schon fallen lassen.“

„Iss, iss“, schmalzte Poltorazkij mit der Zunge. „Lut's weh, Awdsejow?“

„Das nicht, aber gehen kann ich nicht. Um einen Schlud Brantwein möcht ich bitten, Euer Wohlgeboren.“

Jedem jemand reichte eine Flasche mit Spiritus hin, wie ihn

die Soldaten im Kaukasus zu trinken pflegten, und Panow goß mit finsterner Miene einen Becher davon ein, den er Andzejew reichete. Andzejew kostete, schob jedoch sogleich den Becher mit der Hand fort.

„Die Seele mag ihn nicht“, sagte er, „trin! ihn nur selber.“ Panow leerte den Becher. Andzejew versuchte wiederum, sich zu erheben, sank jedoch von neuem zurück. Die Kameraden breiteten einen Mantel aus und legten Andzejew darauf nieder.

„Euer Wohlgeboren, der Herr Oberst kommt!“, rief der Feldwebel Poltorazkij zu.

„Gut — sieh Du hier nach dem Rechten“, sagte Poltorazkij, schwang die Reitpeitsche und ritt in scharfem Galopp Woronzow entgegen.

Woronzow kam, von einem Regimentsadjutanten, einem Kosaken und einem tschetschenischen Dolmetscher gefolgt, auf seinem Fuchshengst, einem echten englischen Vollbluttier, herangeritten.

„Was ist denn bei Ihnen los?“ fragte er Poltorazkij. „Eine Schar von feindlichen Reitern ist drüben aufgetaucht; sie haben die Vorposten angegriffen“, antwortete ihm Poltorazkij. „Und da mußten Sie gleich mit ihnen anbinden!“ sagte der Fürst.

„Nicht ich habe angefangen, Fürst“, versetzte Poltorazkij lächelnd, „sondern sie selbst.“

„Ein Soldat soll verwundet sein, wie ich höre?“

„Ja, schade um ihn. Es ist ein tüchtiger Soldat.“

„Ist die Verwundung schwer?“

„Sie scheint schwer zu sein, ein Bauchschuß.“

„Und wissen Sie, wohin ich jetzt reite?“ fragte Woronzow.

„Erraten Sie es nicht? Chadschi-Murat ist angekommen; wir werden ihn sogleich treffen.“

„Nicht möglich.“

„Gestern hat er einen Boten zu mir geschickt“, sagte Woronzow, nur mit Mühe seine Freude verbergend. „Er erwartet mich jedenfalls schon auf der Lichtung. Lassen Sie die Postenkette bis an die Lichtung vorgehen, und kommen Sie dann zu mir zurück.“

„Zu Befehl“, sagte Poltorazkij, legte die Hand an die Helm- und begab sich zu seiner Kompanie. Er führte selbst einen Teil der Kette nach rechts hinüber, während er die Befehle der linken Seite dem Feldwebel übertrug. Der verwundete Andzejew war inzwischen von den Soldaten nach der Festung gebracht worden. Poltorazkij war bereits wieder zu Woronzow unterwegs, als er in seinem Rücken einen Reitertrupp gewahr wurde, der ihn einzuholen suchte. Er machte Halt und erwartete die Herannahenden.

Allen übrigen voran ritt auf einem weismähnigen Pferde ein Mann von eindrucksvollem Weßheren, mit einem Turban um die Lammfellmütze und mit kostbaren, goldverzieren Waffen im Gürtel. Es war kein anderer als Chadschi-Murat. Er ritt an Poltorazkij heran und sagte zu ihm irgend etwas auf tatarisch. Poltorazkij zog die Brauen hoch und zuckte lächelnd die Achseln, zum Zeichen, daß er ihn nicht verstehe. Chadschi-Murat antwortete gleichfalls mit einem Lächeln, und dieses Lächeln überraschte Poltorazkij durch seine kindliche Gutmütigkeit. Poltorazkij hatte sich den kühnen Anführer der Bergbewohner ganz anders vorgestellt. Er erwartete einen finsternen, trodenen, absonderlichen Menschen zu sehen, und nun erblickte er einen harmlos schlüchtern Mann vor sich, der so gutmütig lächelte, als sei er ein alter Freund und Vertrauter. Nur eins fiel an seinem Gesichte auf: die weit auseinanderstehenden Augen, die ruhig, durchdringend und aufmerksam in die Augen anderer Leute schauten.

(Fortsetzung folgt.)

Der Laubenkolonist als Gärtner und Kleintierzüchter.

Von Dieben und tierischen Schädlingen.

Es gibt wohl nicht viele Menschen, deren Eigentum so wenig gesichert ist, wie das des Parzellenbesizers und Laubenkolonisten. Ein Einbruch in eine der Parzellen der Laubenkolonie, die fast durchweg nur ganz primitiv umfriedigt sind, ist die einfachste Sache von der Welt, namentlich jetzt im Winter, wenn die Kolonien vollständig verlassen liegen. Zahlreiche zweifelhafte Ergötzen suchen deshalb, namentlich zur kalten Jahreszeit, ihren Vorteil durch Diebstahlfahrten, die sie bei Nacht und Nebel einzeln, aber auch in kleineren und größeren Gesellschaften, oft ausgerüstet mit Gespann oder Handwagen, in die Kolonien unternehmen, um hier alles zu plündern, was nicht niert- und nagelfest ist. Die sogenannte heilige Hermandad lehrt sich fast allenthalben wenig oder gar nicht um das Eigentum des einfachen Kolonisten, von einer polizeilichen Bewachung der Kolonien kann deshalb keine Rede sein. So feiert denn hier das Diebstahldiebstahl nach wie vor wahre Triumphe. Ganze Laubeneinrichtungen werden ausgeräumt, Hühner- und Kaninchenställe ausgeräubert, brauchbare Bäume und Gehölze, namentlich Obstbäume und Rosen, im Schutze der Nacht in aller Gemütsruhe ausgegraben und fortgeschafft. Der Laubenkolonist ist diesen Diebereien gegenüber ausschließlich auf Selbsthilfe angewiesen. Diese Selbsthilfe wird in verschiedenen Kolonien auch in zweckmäßiger Weise ausgeübt, indem die Kolonisten dort, wo

Laubeneinrichtungen, wertvolle Pflanzen und Kleintierbestände vorhanden sind, während des Winters einen eigenen Sicherheitsnachtdienst einrichten, der abwechselnd Nacht für Nacht von einem andern der Beteiligten versehen wird.

Als im zweiten Jahre meiner Kolonistentätigkeit in einer milden Winternacht Langfinger die gesamten Rosen meines Grundstücks gestohlen hatten, versiel ich auf eine wirksame Selbsthilfe. Ich stellte auf den verschiedensten Teilen meiner Pflanzung große Fuchseisen, die durch Erdbedeckung absolut unsichtbar gemacht wurden, und wies durch Warnungstafeln auf die Gefahr hin, die jeden bedrohe, der unbefugt die Pflanzung betritt. Einige größere Emailletafeln mit der Aufschrift: Warnung, Fuchseisen erfüllt diesen Zweck. Selbstverständlich dürfen derartige Eisen nur in verschlossenen Räumen, also in abgeschlossenen Lauben, Gartenhäusern usw., oder im Freien nur auf gut eingefriedigten Grundstücken, die Kindern, Haustieren usw. nirgends Durchschluß ermöglichen, aufgestellt werden. Wer hier übersteigt oder sich durch Ruinierung des Drahtzaunes widerrechtlich Eingang verschafft, muß eben die Folgen seiner Handlungsweise tragen. Seitdem ich die Warnungstafeln angebracht und Fuchseisen aufgestellt habe, bin ich von Diebereien jeder Art verschont geblieben. Freilich muß sich der Besitzer die Stellen, an denen er die Eisen ausgelegt hat, genau merken, am besten durch unauffällige Kennzeichen, und alle, die auf seinem Grundstück zu tun haben, vor dem Betreten der betreffenden Teile nachdrücklich warnen. Sonst ist die Gefahr groß, in eines der aufgestellten Eisen zu geraten und sich eine unter Umständen außerordentlich schwere Fußverletzung zuzuziehen. Ein Gauner, der in ein aufgestelltes Fuchseisen kommt, erhält für das ganze Leben einen Denkgittel. Es ist nicht nötig, daß sich jeder Kolonist mit einem Fuchseisen, das durchschnittlich 4½—5 M. pro Stück kostet, ausrüstet; einige wenige Eisen genügen für die ganze Kolonie, wenn nur jeder Kolonist eine Warnungstafel anbringt. Die Gauner werden es dann nicht auf einen Versuch ankommen lassen.

In der Laubenkolonie „Hoffnung“ am Nonnendamm wurden in diesem Winter fortgesetzt Geflügeldiebstahle ausgeübt, ohne daß es gelingen wollte, den Gauner zu fassen. Einer der Kolonisten stellte deshalb in seinem Hühnerstall ein Fuchseisen auf und hatte das Glück, gelegentlich einer abendlichen Revision den gesuchten Dieb jämmerlich schreiend mit einem Fuße in der Falle zu finden.

Wir haben aber auf unsern Gartengrundstücken nicht nur einen Kampf mit Räubern in Menschengestalt, sondern auch einen solchen mit vierbeinigen und geflügelten Räubern zu führen. Als vierbeinige Räuber kommen verwilderte Katzen, der Haus- oder Steinmarder, der Iltis, sowie das große und kleine Wiesel in Frage, allerdings nur da, wo Kleintierzucht betrieben wird. Der Fuchs wagt sich nur selten in die Kolonien. Gegen Katzen, Marder und Iltis kann das Fuchseisen gleichfalls zur Anwendung gelangen. Die Eisen haben eine Sicherheitsvorrichtung, die das absolut gefahrlose Aufstellen ermöglicht und erst dann gelöst wird, wenn sie fängig an Ort und Stelle stehen. Unauffällige Bedeckung mit lockerer Erde oder Laub ist zu empfehlen. Als Köder wird am besten ein Hühner- oder Taubenei verwendet, da Vogelei- oder Lederbissen für alle diese Räuber sind. Um das Gefrieren und Plagen dieser Eier zu verhindern, bläst man sie vorher aus. Da die genannten Räuber eine feine Nase haben, empfiehlt es sich, Fallen und Köder nur mit Lederhandschuhen anzufassen. Jedermann ist berechtigt, auf seinem eingefriedigten Grund und Boden sich der Raubtiere jeder Art, mit Einschluß der wildernden Katzen, zu wehren, d. h. zu fangen und zu töten. Diese Selbsthilfe ist unter Umständen außerordentlich lohnend, da gute Winterfelle von Kürschnern stets gekauft werden. Der Handelswert eines guten Marderfelles beträgt z. B. 30—40 M., für ein Iltisfell erzielt man 3—5 M., für den Winterpelz des großen Wiesels (Hermelin) 2—3 Mark, während die Felle des kleinen Wiesels wertlos sind. Alle diese kleinen Raubtiere sind bekanntlich außerordentlich blutdürstig; ein Marder oder Iltis, der in einen Hühnerstall oder Taubenschlag gelangt, läßt nicht ein Tier am Leben.

Leichter als in den Eisen fangen sich die genannten kleinen Räuber in Kästen fallen. Die gut konstruierten Kästenfallen für Katzen und Marder kosten freilich 15—20 M. pro Stück, die kleinen Kästenfallen für Wiesel dagegen nur 3 M. In einer solchen kleinen Kästenfalle habe ich im Dezember, von zahlreichen Mäusen abgesehen, einen Iltis, zwei große und ein kleines Wiesel gefangen. Der Iltis hatte mir wenige Tage vorher 7 Tauben gewürgt. Zu einer anderen Zeit sind bei mir in einer Nacht 13 Räden einem großen Wiesel zum Opfer gefallen, das ich bereits am folgenden Tage im Eisen hatte, und ein kleines Wiesel hat mir einmal den ganzen Taubenbestand einer großen Voliere vernichtet. Am Morgen lagen die 12 wertvollen Tiere der Voliere mit ausgefressenem Gehirn am Boden.

Wo weder Geflügel noch Kaninchen gehalten werden, da kann man das große und das kleine Wiesel dulden, da sie gute Mäuse- und Rattentvertilger sind. Bekanntlich sind auch die Ratten große Geflügel- und Kaninchenfeinde, die in vielen Kolonien die Aufzucht von Junggeflügel und die Taubenhaltung unmöglich machen. Zum Fangen der Ratten kann man sich gleichfalls der kleinen Kästenfallen, aber auch des kleinen Tellereisens bedienen.

Mit dem großen Fuchseisen erwehre ich mich auch der Krähen- und Eßstern. Die Krähen sind in der weitesten Umgebung von Berlin zu einer wahren Landplage geworden; sie suchen die Gärten

heim, plündern die Kirchbäume, an denen sie durch ihr Körpergewicht auch noch schwere Astbrüche verursachen, schleppen die Stüden fort und tun sich im Herbst an den reifen Äpfeln und Birnen gütlich, die sie in großer Zahl von den Bäumen herunterhaden, ohne auch nur eine Frucht vollständig aufzufressen. Die Elster kommt bei uns nicht überall vor, sondern nur da, wo Gärten und Acker mit vereinzelt stehenden Feldgehölzen abwechseln, die ihr Schutz gegen ihre eigenen Feinde bieten (sie ist ein schlechter Flieger). Wo die Elster aber auftritt, muß sie mit aller Entschiedenheit verfolgt werden, da sie ebenso wie Biesel, Marder usw. die Nester der nützlichen Singvögel ausplündert, deren Ansiedelung für den Kolonisten von außerordentlicher Wichtigkeit ist. Die Elster fängt sich außerordentlich leicht im kleinen Tellereisen, auch in Fuchseisen. Die beiden bei uns vorkommenden Krähenarten, die Nebel- und die pechschwarze Rabenkrähe, sind außerordentlich vorsichtige Vögel; das Eisen muß deshalb gut verdeckt werden. Als Köder verwende ich für Krähen und Elstern ausschließlich faulic oder sonst wertlos gewordene Taubenexer.

Naubbögel, namentlich Habichte, Sperber und Falken, sind in der Umgebung Berlins gleichfalls ganz alltägliche Erscheinungen, die unter den Tauben- und Hühnerbeständen einsam liegender Kolonien gründlich ausräumen. Das Abschließen dieser vorsichtigen und scheuen Vögel ist außerordentlich schwierig, leichter gelingt der Fang im Habichtsthorbe. Als Köder dient hier eine hellfarbige, ausgepöpte Taube.

Neben diesen vierbeinigen und geflügelten Räubern, die den Kleintierzüchter schädigen, sind im Winter auch noch jene größeren Schädlinge zu belämpfen, die unseren Kulturen nachstellen. An erster Stelle stehen hier der Feldhase und das wilde Kaninchen. Der Schaden, den beide, namentlich in schneereichen Wintern, in den Laubentolonien und auf den Parzellen anrichten, ist ein oft sehr erheblicher. Der einzige Schutz gegen Hasen- und Kaninchenfraß bildet die solide Einfriedigung des Grundstückes durch Drahtgeflecht. Bei Ausführung eines Drahtzaunes achte man darauf, daß der Zaun mindestens überall dicht mit dem Boden abschließt, was bei unebenem Terrain selten der Fall ist. Es bleiben dann freie Räume zwischen Drahtgitter und Boden, die den Hasen und Kaninchen das Durchschlüpfen gestatten. Ist dann bei Schnee die Not groß, so fressen diese Tiere, so hoch sie reichen können, die Rinde jüngerer Obstbäume so vollständig ab, daß diese rettungslos verloren sind, ferner die Zweige der Beerensträucher, die Blätter der Erdbeeren, alles draußenstehende Wintergenüße, namentlich Spinat, Feldsalat, Blätter- und Rosenkohl und viele Pflanzungen, mit Vorliebe Kellen, sowie Rinde und Zweige der meisten Ziergehölze, in großer Not sogar die bittere Rinde des Fleders, sowie die bitteren Blätter und Ranken des Efeus. Sich mit der Flinte in der Hand dieser Schädlinge zu erwehren, würde Jagdstrebel sein, den das Gesetz schwer ahndet. Dem Toisälagen auf eingefriedigten Grundstücken steht aber nichts im Wege. Schwierigkeiten macht dies Verfahren nicht, da die verfolgten Tiere in der Angst in der Regel das Loch nicht wiederfinden, das ihnen den Eingang ermöglichte. Einen absolut sicheren Schutz gegen Hasen und Kaninchen bietet der übliche Drahtzaun nur dann, wenn das Drahtgeflecht 20 Zentimeter tief in den Boden eingelassen wird, womit ein Durchwühlen vollständig abgeschlossen ist. Die Anwendung dieses Verfahrens bietet auch eine gewisse Garantie gegen das Eindringen der Maulwürfe, die zwar nur von im Boden hausenden Würmern und Insekten leben, deren Wühlarbeit aber von keinem Gartenbesitzer gern gesehen wird, und gegen das Eindringen der Wühlratten. Letztere machen sich in der weiteren Umgebung Berlins in immer bedenklicherer Weise breit. Es sind lichtscheue Tiere, die ihren Bau tief im Boden anlegen, ihre Gänge aber meist dicht unter der Oberfläche graben. Pflanzenturzeln bilden fast die ausschließliche Nahrung der Wühlratte. Besonders groß ist der Schaden, den die Wühlratten an Obstbäumen aller Art, namentlich an Apfelbäumen, anrichten; sie nähren sich von den starken Hauptwurzeln und zerfressen im Laufe des Winters die Wurzelkronen selbst starker, 10—15 jähriger Bäume derartig, daß man diese Bäume wie Spazierstöcke aus dem Boden herausziehen kann. Ich habe gegen die Wühlratten alle möglichen Fallen probiert, darunter sehr sinnreich konstruierte, und das Eingehen tiefer, innen glasierter Töpfe in die Gänge, auch das Auslegen von Giftkorn. Aber alles war vergeblich. Als einziges wirksames Mittel find mir nur die Ratten-typhusbazillen bekannt, die die bakteriologischen Institute der Landwirtschaftskammern der Provinz Sachsen in Halle a. S. und der Rheinprovinz in Bonn liefern. Diesen für Mensch und Haustiere unschädlichen Bazillenkulturen sind Gebrauchsanweisungen beigegeben. Die Herstellung und das Auslegen der Brocken muß im Dunkeln erfolgen. Besonders gute Erfolge hatte ich mit getrockneten und in der Lösung aufgeweichten Mohrrübenschnitten, die von den Wühlratten am liebsten genommen werden. Nach 10—12 Tagen sterben die Schädlinge am Typhus. In neuester Zeit wird auch das Ausstäuben der Gänge mit Schwefel erfolgreich angewendet. Hierzu ist aber die Anschaffung eines besonders konstruierter Räucherapparates erforderlich. Dies Verfahren dürfte in schwerem Boden bessere Erfolge haben als in unserem leichten, die Schwefeldämpfe rasch durchlassenden Sandboden.

Wo Feldmäuse lästig werden, empfehle ich die Anwendung von Giftweizen oder Giftkorn nach der Schneeschmelze. Man gibt dann in jedes der überall sichtbaren Mäuselöcher 6—8 vergiftete Körner

und drückt dann die Löcher leicht zu, damit nicht etwa harmlose Vögel an das Gift gelangen. Wo Hausgeflügel gehalten wird, ist die Anwendung dieses Verfahrens natürlich ausgeschlossen.

Hd.

Kleines feuilleton.

Bernsteinfischerei. Von den verschiedenen Arten der Bernsteingewinnung, die sich bekanntlich der preussische Staat als Regal vorbehalten hat, wird staatlich nur die rentabelste, die bergmännische, betrieben. Weitauß der größte Teil allen Bernsteins kommt aus dem fiskalischen Bergwerk in Straluppen in Ostpreußen. Neben dem Bernsteinebergbau beansprucht dann, wie im „Prometheus“ ausgeführt wird, die Bernsteinfischerei ein gewisses Interesse als die ursprünglichste Methode, dieses wertvollen fossilen Harzes habhaft zu werden. Wenn ihre Erträge auch nicht mit denen des Bergbaues verglichen werden können, so verschafft sie doch der Strandbevölkerung, namentlich in Ostpreußen, an der eigentlichen „Bernsteinküste“, bei stürmischem Wetter für den Ausfall des Fischzuges einen gewissen Ersatz. Der Staat gibt deshalb das Recht zur Bernsteinfischerei gegen eine jährliche Gebühr von 50 Pf. an Privatpersonen ab. Die Betriebsmittel zur Ausübung des Gewerbes sind einfach: Delzeug und Wasserstiefel, die jeder Strandbewohner ohnehin hat, sowie ein festes Netz an langer Stange. Damit wandert der Samlandfischer; sobald der Sturm, der das Meer aufgewühlt hat, abzuflauen beginnt, an den Strand zu seiner nicht gerade leichten, in der rauhen Jahreszeit sogar Gesundheit und Leben gefährdenden Arbeit. Die See rollt Tangmassen, Holz und allerlei andere Dinge heran, dazwischen den durch die Wogen vom Grunde hochgerissenen Bernsteine, der nur wenig schwerer ist als das Wasser. Sie wirft ihn jedoch selten aus und nimmt das meiste wieder mit zurück. Darum muß der Bernsteinfischer in die Brandung hinein. Soweit es die Tiefe des Wassers gestattet, bringt er vor und schöpft das, was die Wellen herantragen, in sein Netz. Ist dies genügend gefüllt, so kehrt er aufs Trockene zurück, leert das Netz aus und untersucht den Fang, wobei gewöhnlich die Frauen behilflich sind. Der Bernsteine wird herausgesehen und in ein Säckchen gesteckt, das der Mann umgehängt trägt, oder in den Korb der Frau, in den gelegentlich auch ein zufällig mitgefangener Fisch wandert. So geht es an günstigen Tagen vom frühesten Morgengrauen den ganzen Tag hindurch, selbst nachts wird zuweilen gefischt. Die Konkurrenz ist groß, und wenn einer eine gute Stelle gefunden zu haben scheint, so sind die anderen auch gleich da.

Hygienisches.

Das Glas Wasser zur Mahlzeit. Die Enthaltensamkeit von Getränken wird oft so weit getrieben, daß man es durchaus vermeidet, zur Mahlzeit überhaupt einen Tropfen zu trinken, auch wenn es nur Wasser wäre. Manche Leute kommen sich dabei wohl recht heldenhaft und bedürfnislos vor und stützen sich übrigens auf die oft wiederholte Lehre, daß in den meisten Speisen an sich genug Wasser vorhanden sei. Die Gründe, die für das Verbot des Trinkens angegeben worden sind, betreffen ganz verschiedene Punkte. Einmal heißt es, daß die Absonderung von Speichel und anderen die Verdauung fördernden Säften durch die Flüssigkeitsaufnahme behindert würde. Ferner sollen diese Säfte dadurch sehr verdünnt werden. Schließlich wird behauptet, daß die Flüssigkeit die aufgenommene Nahrung zu schnell durch den Magen hindurchtreibt, so daß deshalb nur eine unvollkommene Verdauung stattfindet. Ein amerikanischer Hygieniker, Professor Hawl, hat eine durch sieben Jahre sorgfältige Untersuchung dieser Frage mit der Unterstützung seiner Schüler an der Staatsuniversität von Illinois ausgeführt, deren Ergebnisse in einer Reihe von zehn Veröffentlichungen niedergelegt sind. Das Endurteil lautet dahin, daß alle gegen die Flüssigkeitsaufnahme beim Essen erhobenen Einwände hinfällig sind. Unter den vielen Experimenten, die er in dieser Beziehung angestellt hat, ist nicht nur niemals ein ungünstiger Erfolg des Trinkens von Wasser bei den Mahlzeiten bemerkbar gewesen, sondern es hat sich sogar herausgestellt, daß dabei die Nahrungsmittel besser verdaut und ausgenützt werden. Insbesondere werden die eiweißhaltigen Stoffe besser verwertet, aber auch die Fettstoffe.

Zu wesentlichen befinden sich diese Ergebnisse in Einklang mit den berühmten Forschungen von Pawlow, der bereits den günstigen Einfluß von Wasser auf die Ausscheidung des Magensaftes und auf die Tätigkeit der Bauchspeicheldrüsen festgestellt hat. Nun wird man dem Professor Hawl darin nicht recht geben wollen, daß es um so vorteilhafter sei, daß man recht viel Wasser bei der Mahlzeit trinke. Vor allem werden auch individuelle Verschiedenheiten zu berücksichtigen sein. Freilich ist es nicht gesagt, daß die Verdünnung der Verdauungssäfte von schädlichem Einfluß sein müßte. Professor Hawl hat vielmehr das Gegenteil nachgewiesen. Der Genuß von erheblichen Mengen von Wasser wird wohl aber nur in den seltensten Fällen unschädlich oder gar nützlich sein. Es empfiehlt sich schon überhaupt nicht, noch weniger beim Essen, und muß namentlich von denen vermieden werden, die an einem etwas schwachen Magen leiden. Endlich wird noch zu berücksichtigen sein, daß die Temperatur der aufgenommenen Flüssigkeit von nicht geringem Einfluß auf ihre Wirkung ist. Große Mengen kalter Flüssigkeiten können nicht von Vorteil sein.